

II Warum brauchen Kinder einen Vater?

1 Die Macht des inneren Vaterbildes

„Ein Mann, am Festmahl überfüllt von Trunkenheit,
Rief aus, dem Vater sei ich nicht ein echter Sohn.
Ich aber, schwer betroffen, mochte jenen Tag
Es kaum ertragen; doch am nächsten fordert ich
Auskunft von beiden Eltern; aber aufgebracht
Erzürnten die dem Schmäher, dem die Red entfiel.
Und solches war mir zwar erfreuenswert, jedoch
Nagt' immer dieses; denn es drang zu mächtig ein.“⁵

Die schwere Betroffenheit, die kaum erträgliche Ungewissheit, der nagende Zweifel: Sie dringen übermächtig in alle ein, die ihrer Herkunft unsicher und damit in ihrer Identität bedroht sind. Die Frage „Wer bin ich?“ steht am Anfang aller existenziellen Suche nach Sinn und Orientierung. Sie beginnt bei den Wurzeln, denen man entstammt.

Die zitierten Verszeilen bilden fast exakt die Mitte von Sophokles Tragödie „König Ödipus“. Das scheint kein Zufall. Sie sind die Achse, um die sich der Prozess der Bewusstwerdung über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dreht. Sophokles hat die Ahnung über das dunkle Geheimnis von Ödipus' Abstammung vermutlich deswegen ins Zentrum seines Stückes gestellt, weil er damit ein anthropologisches Grundgesetz formulieren wollte: Der Mensch ist das Produkt seiner Herkunft und wird sich seiner selbst nur gewiss, wenn er sich als Teil einer Traditionslinie begreifen kann. Erst in seinen Gegenbildern, in den tragischen Brüchen der Tradition, wird das Gesetz in seiner ganzen Tragweite deutlich.

Ödipus ist nur eine von zahllosen Gestalten aus Mythologie, Märchen und Literatur, die in solche Traditionsbrüche verstrickt werden. Ihr unterschiedliches Schicksal spiegelt lediglich deren Variationsbreite und die verschiedenen Formen ihrer Bewältigung wider. In der Regel sind es Väter, die, unbeabsichtigt oder schuldhaft, die Kontinuität familiärer Bande zerreißen und die Kinder der Vaterentbehrung überantworten. Vaterlose Kindheit und die Suche nach dem Vater wurden daher zu Urmotiven der Kulturgeschichte.⁶ Die in ihnen entworfenen Gegenbilder unterstreichen um so eindringlicher die fundamentale Bedeutung des Vaters für den

einzelnen und das Kollektiv. Zumindest seit der Mensch das Urhordendasein überwunden und sich als epochales Großereignis der Frühgeschichte in der Familie eine überlebensfähige Organisationsstruktur geschaffen hat, bildet der Vater mit der Mutter gemeinsam eine die Kinder umgreifende Einheit.

Ödipus gilt, anders als die Psychoanalyse ihn für sich reklamiert und berühmt gemacht hat, in der abendländischen Überlieferung als typischer Repräsentant des ausgestoßenen vater- und mutter losen Kindes, das sich an seinen Eltern wegen des Verlassenwerdens grausam rächt. In die Gegenwart übertragen lässt sich die symbolische Bedeutung des berühmten Mythos etwa folgendermaßen beschreiben. Ein Ehepaar, im Mythos Laios und Jokaste, führt seit Jahren eine unglückliche Ehe. Der Vater begeht Ehebruch. Als die Mutter schwanger wird, ist die Ehe bereits so zerrüttet, dass beide Eltern das Neugeborene ablehnen und vernachlässigen. Auf Anraten des Jugendamtes entschließen sie sich, den Sohn zur Adoption freizugeben. Ein kinderloses Paar, im Mythos Polybos und Merope, ist glücklich über den Kleinen und zieht ihn mit aller Liebe als eigenes Kind auf. Aber wie bei allen Adoptivkindern und denen, die auch über ihre Herkunft getäuscht wurden, schlägt eines Tages die Stunde des Zweifels. Meist sind es Zufälle, die dem Kind oder Jugendlichen die Botschaft zuspielen, ob ein Mann „überfüllt von Trunkenheit“, das Auffinden eines Dokumentes, der Verrat durch einen Verwandten oder das Auftauchen der Mutter oder des Vaters selbst in Gestalt „fremder Personen“, die sich „so merkwürdig“ verhalten. Es scheint wie ein Gesetz, dass kein Mensch über seine Herkunft betrogen werden kann. Ungewissheit und eine tiefe Ahnung nagen solange an ihm, bis er sich auf die Suche begibt. Erst die Gewissheit schafft den inneren Frieden.

Nicht nur Adoptivkinder werden häufig über ihre Herkunft getäuscht. Es betrifft auch viele Kinder aus Stief- oder Pflegefamilien und aus Heimen. Drei spezielle Bevölkerungsgruppen mit einem vaterlosen Schicksal haben in den letzten Jahren die Vaterdeprivationsforschung und das Interesse der Öffentlichkeit belebt: die nichtehelichen Kinder deutscher und ausländischer Frauen, die von deutschen SS-Soldaten schwanger wurden und in in- und ausländischen „Lebensbornhäusern“ lebten; die nichtehelichen Kinder von katholischen Priestern, die erst neuerdings auch in der Kirche selbst eine kontroverse Debatte über das Zölibat in Gang gebracht hat, und die Kinder der im Zweiten Weltkrieg gefallenen und vermissten Väter.⁷ So verschieden die Einzelschicksale auch verlaufen, so gemeinsam sind den meisten die brennende Ungewissheit, die Verstörung, die Ahnung und die Suche nach dem Vater – und das Geheimnis, das ihn umgibt. Die zahllosen und erschütternden Berichte, die von den inzwischen Erwachsenen aller drei Gruppen vorliegen, können nicht eindringlicher die Seelenqual vermitteln, die mit dem zu einem unheimlichen Mythos gewordenen inneren Vaterbild bei gleichzeitigem Fehlen einer realen Vaterfigur verbunden sind. Das verzweifelte Ringen von Ödipus um die Gewissheit seiner Herkunft endet in der Tragödie, weil er sowohl von seinen leiblichen als auch von seinen Adoptiveltern um die Wahrheit betrogen wurde.

Der Vater ist, wie die Mutter auch, seit den Anfängen der Geschichte ein Archetyp, ein in den untersten Seelenschichten verankertes Prinzip. Ungezählte Epen,

Entwicklungsromane, Dramen und Trauerspiele haben die Gewalt und das Chaos beschrieben, die verlorene Väter hinterlassen. Sie können getötet werden oder auf andere Weise sterben, sie können nie da gewesen sein oder sich trennen, aber die inneren Bilder von einem Vater lassen sich nicht auslöschen. Um so erstaunlicher ist, einen wie geringen Niederschlag dieses kulturelle Erbe in den anthropologischen Wissenschaften, insbesondere in der Psychologie und Psychoanalyse bis noch vor wenigen Jahrzehnten gefunden hat. Weder Sigmund Freud noch Erich Fromm oder Alexander Mitscherlich, die drei großen Sozialpsychologen der Psychoanalyse, haben sich in ihrem umfangreichen Werk mit den Auswirkungen des realen Vaterverlustes auseinander gesetzt. Freud hat den Ersten Weltkrieg, Fromm und Mitscherlich haben beide Weltkriege miterlebt. Somit wurden alle Zeugen der millionenfachen Tötung junger Väter und verfügten über breite Erfahrungen, wie sich diese Verheerungen auf die nachfolgenden Kindergenerationen und ihre Patienten auswirkten. In ihren Schriften taucht darüber nichts auf. Bei Freud ist dieser Befund aus folgenden Grund auffällig. Bereits im Jahre 1900, im Alter von vierundvierzig Jahren, schrieb er im Vorwort zu dem Werk, das als Beginn der Psychoanalyse gilt:

„Die Beendigung der ‚Traumdeutung‘ erwies sich mir als ein Stück der Selbstanalyse, als meine Reaktion auf den Tod meines Vaters, also auf das bedeutsamste Ereignis, den entscheidenden Verlust im Leben eines Mannes.“⁸

Obwohl er den Vater erst relativ spät, im Alter von vierzig Jahren, verlor, hat diese Erfahrung seine ab 1910 entwickelte Theorie vom Ödipuskomplex maßgeblich beeinflusst. Sie enthält keinerlei Hinweis auf einen Vater, der seinen Sohn verlässt, indem er ihn ausstößt, und der erst dadurch dessen Tragödie heraufbeschwört; im Gegenteil wird der Sohn zum Bösewicht, der seinem Vater nach dem Leben trachtet, um die Mutter zur eigenen Geliebten zu machen.

Was mag den blinden Fleck um den verlorenen Vater bei Freud, Fromm und Mitscherlich bedingen? Vordergründig bietet sich die Erklärung an, dass mit dem Fortschreiten tiefenpsychologischer Erkenntnisse die Erforschung der frühen Kindheit, und mit ihr die frühe Mutter-Kind-Beziehung ins Zentrum geriet. Das gezielte Interesse an der Bedeutung der Mutter führte schon bald zu der Frage, wie sich ihre Entbehrung auf die kindliche Entwicklung auswirkt. In diesem Rahmen entstand die so genannte „Hospitalismusforschung“, die besonders mit den Namen René Spitz, Anna Freud, Dorothy Burlingham und John Bowlby verbunden ist. Durch Direktbeobachtungen von Säuglingen und Kleinkindern konnte der erschreckende seelische und körperliche Verfall dieser Kinder nachgewiesen werden, wenn sie für längere Zeit oder für immer von der Mutter getrennt wurden.⁹

Und der Vater? Bis vor nicht langer Zeit ging man davon aus, dass dessen Verlust weniger schwer wiegt, solange eine ausreichende Bemutterung garantiert ist. Das Hauptinteresse an der Mutter und besonders an ihrer Entbehrung erklärt aber nicht hinreichend, warum der Vater und speziell der Vaterverlust so lange und nachhaltig aus dem Blickfeld geraten konnten. Ein Grund könnte darin liegen, dass in einer noch

überwiegend patriarchal dominierten Wissenschaft das männliche Selbstverständnis die Omnipresenz des Vaters als gegeben voraussetzt und sein Verlust verleugnet wird. Einen anderen Grund deutet Freud selbst an. Wenn es zutrifft, dass der Tod des Vaters „das bedeutsamste Ereignis, den entscheidenden Verlust im Leben eines Mannes“ darstellt, wäre verständlich, dass eine eingehende Beschäftigung mit dem Thema vermieden wird, weil sie zu schmerzlich an eine tiefe Kränkung rührt. Ein dritter Grund bietet sich an, wenn man dem Vaterbild Mitscherlichs einen gewissen Allgemeinheitsgrad zubilligt. In seinem autobiographischen Buch „Ein Leben für die Psychoanalyse“ spielt in den Berichten über Kindheit und Jugend der Vater eine dominierende Rolle. Bereits in den ersten Sätzen des Einleitungskapitels wird das Grundmuster der Beziehung deutlich:

„So übte etwa mein von mir später so heftig abgelehnter Vater in meiner Pubertät in seiner einsichtslos konservativen Art und antidemokratischen Gesinnung dazumal eine starke Anziehungskraft auf mich aus ... Ich empfand ihn und seine Einschätzung meiner Person als brutal und erniedrigend. Sein Einfluß überschattete alle anderen Beziehungen. In der Retrospektive erscheint er vor meinem inneren Auge als die große Angstquelle meiner Kindheit, trotz der zeitweiligen Bewunderung, die ich für ihn hegte.“

Mitscherlich zeichnet seinen Vater im weiteren Verlauf als „Reaktionär“, „völlig unbelehrbar“, Gehorsam fordernd, die Familie dominierend und dann plötzlich wieder als „verständnisvollen Menschen“, der dem Sohn „den Weg freigab“. Bei einem Fluchtversuch als Jugendlicher reagiert der Vater nicht mit Prügel und Brüllen, sondern mit Einfühlung und Verständnis.

„Diese Erinnerung ist gewiß nicht zufällig erhalten geblieben, sie steht als Deckerinnerung für die tiefe Zwiespältigkeit der Gefühle, die sich hier zwischen Sohn und Vater und Vater und Sohn entwickelt hatte.“

Nachdem aus der Schilderung dieser „Zwiespältigkeit“ die Ambivalenz als charakteristisch für die Beziehung deutlich geworden ist, rehabilitiert Mitscherlich völlig konträr zu den Demütigungen, die er durch den Vater erleiden musste, den Ödipuskomplex.

„Man muß sich doch darüber klar sein, daß der in letzter Zeit oft totgesagte Ödipus-Komplex, also die Vergeltungsfurcht für all das, was man dem Vater in der Phantasie und manchmal in der Wirklichkeit angetan hat, die Angst vor der Kastration zu keiner weitgehend mythischen Leerformel abgestorben ist. Die Rache des Vaters an den Söhnen, die ihn zu überwältigen trachten, ist auch in der Hochkultur noch psychische Realität.“¹⁰

Nicht die Väter verüben Unrecht an den Kindern, sondern diese wollen sie „überwältigen“, und der Vater reagiert nur aus „Vergeltung“. Auch die „Vaterlose Gesellschaft“, die er im weiteren Text aufgreift, widerspricht auf scheinbar unerklärliche Weise seiner persönlichen Erfahrung mit dem Vater, der keineswegs „unsichtbar“, sondern das ganze Leben des Sohnes beherrschend war. Während

Mitscherlich in dem Buch gleichen Titels die noch immer gegenwärtige Macht des Vaters verleugnet und in ihr Gegenteil verkehrt, bezeugt er durch sein Festhalten am Ödipuskomplex den archaischen Topos „Vater“. Übrigens setzte er bei seinen sieben Kindern aus drei Ehen die patriarchale Traditionslinie seines Vaters fast ungebrochen fort, wie sein Sohn, der Filmemacher Thomas Mitscherlich resümiert.¹¹

Der Widerspruch in Mitscherlichs Werk weist auf den dritten Grund für die Vernachlässigung der realen Vaterentbehrung in der psychoanalytischen Theorie hin: Der intrapsychische Konflikt mit der Vater-Imago wird als so beherrschend erlebt, dass es unerheblich erscheint, ob der Vater anwesend ist oder fehlt. Sollte diese Deutung zutreffen, so macht sie gleichzeitig eine gravierende Realitätsblindheit deutlich, wie sie manchen psychoanalytischen Theorien anhaftet. Denn warum sollte es bei Vätern anders sein als bei Müttern? Die nachgewiesenen Folgen der Mutterentbehrung beweisen den wesentlichen Unterschied zwischen anwesender und abwesender Mutter, auch wenn letztere als unbewusste Figur, als Mutter-Imago, gespeichert ist und wirksam bleibt. Dies trifft ebenso für Väter zu.

Die Vorstellung, der Vater sei ein Archetypus, ein, wie es die Lehre C. G. Jungs ausdrückt, seit unzähligen Generationen ins Unbewusste abgewandertes und dort gespeichertes Bild, das auch unabhängig von einem real verfügbaren Vater existiert, könnte als Mythologie abgetan werden, wenn uns die Erfahrungen der Psychoanalyse nicht immer wieder von ihrer Richtigkeit überzeugten. Bekanntlich beschäftigt sich diese Wissenschaft vornehmlich mit dem Material im Seelenleben, das dem Bewusstsein nicht oder nicht mehr zugänglich ist. Der „dunkle Kontinent“, wie ihn Freud nannte, ist das eigene Fremde in uns. Nur in einer aufdeckenden Therapie können diese fernen, abgespaltenen und verdrängten Anteile wenigstens teilweise wieder ins Bewusstsein zurückgeholt und als das Eigene erfahrbar werden. Neben Erinnerungen, Emotionen, Phantasien und Triebwünschen stellen vor allem die Träume die „via regia“ (Freud), den Königsweg ins Unbewusste dar.

Ein vierzigjähriger, nichtehelich geborener Patient berichtete im Vorgespräch zur Therapie, er wisse absolut nichts über seinen Vater. Er habe sich an diesen Zustand schon früh gewöhnt, das Thema interessiere ihn nicht mehr. Auf meine Frage: „Und Ihre Mutter hat Ihnen nie erzählt, wie es zu der Schwangerschaft kam?“ lachte er ironisch: „Nein; wahrscheinlich war es eine unbefleckte Empfängnis.“ Ob er schon einmal von seinem Vater geträumt habe, wollte ich wissen. Er war erstaunt: „Wie kann man von einem Vater träumen, der nie existiert hat?“ „Wir werden sehen“, sagte ich und ließ das Thema damit zunächst ruhen.

Bereits zur zweiten Behandlungsstunde betrat der Patient aufgeregt das Zimmer. „Es ist unglaublich, ich kann es nicht fassen, ich hatte letzte Nacht einen Traum von meinem Vater!“ Der Traum lautete: „Ich gehe durch eine dunkle Gasse. Plötzlich taucht ein Schatten auf. Ich bekomme Angst. Je näher er kommt, um so deutlicher schält sich das Gesicht eines Mannes heraus. Als er bei mir ist, bleibt er stehen. Ich will weglaufen. Zuerst dachte ich, Sie seien es. Aber dann nennt er mich bei meinem Namen und fragt: ‚Erkennst du mich nicht, mein Sohn?‘ Ich erstarrte. Aber er legte mir freundlich die